

Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Verantwortlich: Julius Eienne, Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 25

Wiesbaden, den 16. Mai 1920

38. Jahrgang

Kirchl. Rosentaleuder

Sonntag, 16. Mai:
Joh. v. Nep.

Montag, 17. Mai:
Benignus

Dienstag, 18. Mai:
Erch

Mittwoch, 19. Mai:
Petrus Cölestinus

Donnerstag, 20. Mai:
Bernardin

Freitag, 21. Mai:
Konstantin

Sonntag, 22. Mai:
Julia

Sechster Sonntag nach Ostern.

Evangelium des hl. Johannes 15, 26. 27; 16, 1—4.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn der Tröster kommen wird, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, derselbe wird von mir Zeugnis geben. Und auch ihr werdet Zeugnis geben, weil ihr vom Anfange

bei mir seid. Dieses habe ich zu euch geredet, damit ihr euch nicht ärgert. Sie werden euch aus den Synagogen austreiben; ja, es kommt die Stunde, daß jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu tun glauben wird. Und das werden sie euch tun, weil sie weder den Vater noch mich kennen. Aber ich habe euch dies gesagt, damit, wenn die Stunde kommt, ihr euch daran erinnert, daß ich es euch gesagt habe.

Weil sie den Vater und mich nicht kennen

Sie werden euch aus den Synagogen stoßen; ja, es kommt die Stunde, da jeder, der euch tötet, Gott damit einen Dienst zu erweisen glauben wird. So geschah es wirklich mit den Aposteln; ähnlich geschah es auch allzeit den wahren Bekennern Christi und geschieht es ihnen noch heute. Am meisten haben natürlich die berufenen Verkündiger des Evangeliums unter dieser Feindseligkeit zu leiden; aber auch der gewöhnliche Gläubige bekommt davon seinen Teil. Es ist eine ganz auffallende Tatsache, daß in der Regel nur die Bekenner der wahren Kirche Christi überall angefeindet werden um ihres Glaubens willen. Am meisten natürlich dort, wo sie in der Minderzahl sind unter Abergläubigen oder Ungläubigen. Wo diese die Macht in den Händen haben, wenden sie diese sicher gegen die Bekenner der Wahrheit an. In den Blättern kann man oft genug von diesen Beispielen der Intoleranz (Unbuddsamkeit) lesen. Ueberzeugungstreue Katholiken werden gern von einträglichen, einflussreichen Kentern ausgeschlossen. Juden, Türken, Heiden, Sektierer irgendwelcher Art hat man lieber als sie. Und auch dort, wo sie in der Mehrzahl sind, sind die „Frommen“ unter ihnen nicht beliebt. Solche müssen darauf gefaßt sein, daß man sie verdächtig, anschwärzt, zurücksetzt und ihnen zu schaden sucht. Das ist eben das Kennzeichen der wahren Jünger Christi, daß die Welt es ihnen ebenso macht, wie sie es ihm gemacht hat. „Wenn ihr aber teilnehmt an den Leiden Christi, so freuet euch; denn ihr werdet zur Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit auch frohlocken und getränkt sein.“ (1 Petr. 4.)

Weil die Jünger Christi ähnlich behandelt werden wie er, so dürfen sie auch der besonderen Liebe des Herrn versichert sein. Denn warum hasset sie die Welt? Sie wollen nicht mitmachen, ziehen sich zurück, verurteilen durch ihr Verhalten die Torheiten und Laster der Welt. Darum hasset euch die Welt, sagte der Herr ein andermal, weil ich euch auserwählt habe von der Welt. Wäret ihr von der Welt, so würde die Welt euch lieben. — Ein vornehmer Herr, der zugleich — was ja nicht häufig ist — ein frommer Christ war, sprach einst seine Besorgnis aus, es möge nicht gut mit ihm stehen; und weshalb? Ging es ihm etwa schlecht und glaubte er sich deshalb von Gott vergessen und verlassen? Nein, gerade im Gegenteil. Er fürchtete für sein Heil, weil ihm alles nach Wunsch ging und er keine Verfolgungen zu leiden hatte. Das war echt christlich gedacht. Wenn der Herr uns Liebe erzeigen will, so schmückt er uns mit seinem Wappen, dem Kreuz.

Ja, und wie notwendig ist uns dieses, um

uns in der Demut zu bewahren und tiefer zu begründen! Keine Tugend ist uns so notwendig wie diese. Sie muß fortwährend geübt werden, und das geschieht am sichersten durch Leiden, die uns von der Verkehrtheit anderer zurückstoßen. Würde die Welt uns ihre Verleumdungen zuteil werden lassen, würde sie uns schmeicheln, so würde sie uns bald mit ihrem Gifte anstecken, insbesondere mit dem Gifte der Selbstgefälligkeit und Hoffart. Demütigen wir uns daher, so oft uns Widerspruch und Widerwärt-

Wenn deine Mutter alt geworden

Wenn deine Mutter alt geworden,
Und alter „du“ geworden bist,
Wenn ihr, was früher leicht und mühlos,
Nunmehr zur Last geworden ist,
Wenn ihre lieben treuen Augen
Nicht mehr wie einst ins Leben seh'n,
Wenn ihre Zähne kraftgebrosen
Sie nicht ertragen mehr beim Geh'n,
Dann reiche ihr den Arm zur Stütze,
Geleite sie mit großer Lust,
Die Stunde kommt, da du sie weinend
Zum letzten Gang begleiten mußt.
Und frage sie dich, so gib ihr Antwort,
Und frage sie wieder, — sprich auch du,
Und frage sie nochmals, — steh' ihr Rede,
Nicht ungestüm, . . . in sanfter Ruh.
Und kann sie dich nicht recht verstehen,
Erkläre ihr alles froh bewegt,
Die Stunde kommt, die bit're Stunde,
Da dich ihr Mund nach nichts mehr fragt.

tigkeit begegnet, und sprechen wir mit dem Pflichten von ganzem Herzen: Gut ist es mir, daß du mich gedemütigt hast!

Dieses alles werden sie euch tun, weil sie weder den Vater noch mich kennen. Wie ist es möglich, daß man Gott einen Dienst zu erweisen glaubt mit der Verfolgung seiner Diener? Die Juden machten sich eine ganz falsche Vorstellung von Gott, und zwar nach den verkehrten Neigungen ihres Herzens. Der Stolz aber machte, daß sie diese für ebensoviele Tugenden hielten. Wie die Heiden sich Götzen machten

nach ihrem Gefallen, so auch sie. Ihr Gott war kein barmherziger Gott, der den Sündern nachgeht und jeden Bußfertigen aufnimmt; kein heiliger Gott, der auf die Reinheit des Herzens, die Lauterkeit der Gesinnung sieht; kein gerechter Gott, der da jeden richtet ohne Ansehen der Person; kein sittlich erhabener Gott, der Gesalben hat an Demut, Sanftmut, Geduld, Barmherzigkeit. Ihre Vorstellung von Gott war ganz anders, wie ihr verkehrtes Herz es ihnen vorspiegelte; und so verstanden sie den Vater nicht und hatten auch kein Verständnis für das Wesen und Tun Jesu. Aber es war ihre eigene Schuld. Wenn sie aufgebracht waren gegen die Lehren und Verkündiger des Christentums, so waren ihre falschen Vorstellungen von Gott und der wahren Religion die Ursache. Ihre Verblendung entsprang aber aus ihrer Bosheit. „Wenn ich nicht gekommen wäre,“ sagte der Heiland ein andermal, „und zu ihnen geredet hätte, so hätten sie keine Sünde; nun aber haben sie keine Entschuldigung für ihre Sünde.“ (Joh. 15, 22.) Ihr Haß war ein teuflischer, weil er sich gegen die Wahrheit und Gnade Gottes richtete; gegen das Reich Gottes auf Erden. — Ihr Haß war ein offenbar ungerechter, wie der Heiland sagt: „So muß das Wort erfüllt werden: sie hassen mich ohne Ursache.“ (Joh. 15, 25.) Die Jünger Christi taten ja niemand etwas zuleide, sie taten der Welt nur Gutes, und doch wurden sie gehaßt und verfolgt.

Die Jünger des Herrn waren gewarnt und vorbereitet. Sie wunderten sich nicht und erbitterten sich nicht, als ihnen alles das widerfuhr; im Gegenteil, sie freuten sich, da sie um des Namens Jesu willen etwas leiden mußten. Möchte doch der Geist des wahren Christentums sich in uns offenbaren, wenn wir von anderer Ungerechtigkeit etwas zu leiden haben. „Selig der Mensch, der die Anfechtung aushält; denn wenn er ist bewährt worden, wird er die Krone des Lebens empfangen, die Gott denen verheißen hat, die ihn lieben.“ (Jak. 1, 12.)

Jeder Tag soll für dich ein Tag der Belehrung sein und zwar: sollst du entweder heute anfangen das Böse zu lassen und das Gute zu tun oder das Gute auf eine vollkommener Weise vollbringen. Sprich mit dem hl. Paulus: Herr, was willst du, daß ich tun soll? — Und wenn dir dann ein Ananias gesandt wird, so höre auf sein Wort wie auf Gottes Stimme. Sei nicht widerspenstig, damit nicht ein anderer deine Himmelkrone empfängt.

Die Zukunft der kath. Kirche

Das streng protestantische Berner „Tagblatt“ beschäftigt sich in einem „Der Katholizismus als Sieger“ betitelten Leitartikel mit dem Endergebnis des Weltkrieges, der Religionsfrage und gelangt zum Schluss, daß der Protestantismus alle Ursache hat, eine Niederlage zu buchen. Das Blatt schreibt zitiierend: „Wenn die katholische Kirche heute einen Siegeshymnus anstimmt so hat sie alle Ursache dazu. Das Papsttum hat es verstanden, seinen Einfluß überall da zu verstärken, wo er schon vor dem Krieg vorhanden war und ihn da wieder herzustellen, wo er zeitweise verschwunden war, wie zum Beispiel in Frankreich. In Deutschland zerfleischt sich der protestantische Norden selbst. Die Lutherische Kirche ist stumm und in sich zerrissen. Jeder Pfarrer predigt seinen eigenen Katechismus, ja viele von ihnen helfen in törichter Verbündung mit, der Massenherrschaft des Proletariats zum Siege zu verhelfen. Was Wunder, wenn die katholische Kirche heute darauf hofft, daß im allgemeinen Glend, in der Verzweiflung der Völker auch viele Kreise der Protestanten wieder den Weg in den Schoß derjenigen Kirche zurückfinden werden, die durch ihre feste Form und ihre beruhigenden Sagen unruhigen Seelen Frieden und volles Genußgen verheißt? Wir müssen annehmen, daß diese Erwartungen sich in reichem Maße erfüllen werden, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern auch in England, Amerika und in der Schweiz.“

Der bemerkenswerte Artikel drückt schließlich die Ansicht aus, daß die Rettung des Deutschen Reiches höchstwahrscheinlich vom katholischen Süddeutschland ausgehen wird, und wünscht, daß der schrankenlose Individualismus, der heute den Protestantismus beherrscht, eingedämmt werde, wenn die Lebenskraft des Protestantismus erhalten bleiben soll.

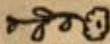
Ein Kardinal als Diener der Armen und Waisenkinder

Kardinal Nava, Erzbischof von Catania, beug kürzlich sein silbernes Bischofsjubelium, zu welchem ihm der Heilige Vater in einem herzlichen Schreiben Glück gewünscht und ein kunstvolles Triptichon mit der Darstellung des Kreuzweges als Geschenk gesandt hat. Die Gläubigen der Diözese überreichten dem Kardinal als Jubiläumsgabe die Summe von 10000 Lire, die der Kardinal sofort einem Armenspital überwies. Zum Jubiläum gab der Kardinal auch ein Festbankett, und zwar saßen nach seinem Wunsche die Armen der Stadt und die Waisenkinder zu Tische; der Kardinal selber rechnete es sich zur Ehre an, diese geladenen Gäste persönlich zu bedienen. Seinem Beispiele folgten sowohl die höchsten kirchlichen Würdenträger wie die Mitglieder der Stadtbehörde. Es war eine Veranstaltung voll sozialer Lehren, deren Wirkung in einer freudigen Eintracht der verschiedenen Massen und Stände zum Ausdruck kam.

Friedensgedächtniskirche in Washington

Im nächsten Mai wird mit dem Baue der Nationalkirche von der Unbesetzten Empfangnis begonnen. Das neue Gotteshaus soll in romanischem Stile ausgeführt und 420 Fuß lang, 54 Fuß breit und 85 Fuß hoch werden. Die Seitenschiffe werden von je fünf herrlichen Kapellen flankiert. Das größere der beiden Querschiffe soll 194 Fuß breit werden. Die Fassade erhält eine Breite von 124 Fuß. Das Kreuz auf der kunstvollen Kuppel wird 254 Fuß hoch über dem Erdboden stehen, der Glockenturm selbst wird 380 Fuß hoch. Die Fassade wird den schönsten Italiens ebenbürtig sein. Der bischöfliche Thron für Kardinal Gibbons befindet sich in der Nähe des Hochaltars, der inmitten eines reichen Kuppelentranzes steht; 15 Kapellen zu Ehren der 15 Geheimnisse des hl. Rosenkranzes. Die Gesamtkosten werden auf

fünf Millionen Dollars berechnet. Erbauer sind die Architekten Maginnis und Walsh unter dem Beistand von Frederik Murphy, Architekturprofessor an der katholischen Universität in Washington.



Der Naturmensch als Entdecker

Die gewisse Geringschätzung, die wir bisher von der Höhe unserer Kulturerrungenschaften herab dem Naturmenschen gegenüber gehabt haben, weicht immer mehr einer Auffassung, die in gebührender Bescheidenheit auch die Vorzüge der primitiven Völker erkennt. Wie unsere Kunst bei den Wilden in die Lehre geht, so hat auch die Wissenschaft bei ihnen gelernt. In seinen vor kurzem erschienenen „Populären biologischen Vorträgen“ weist der Wiener Pflanzenphysiologe Prof. Dr. Hans Molisch in einem der Aufsätze auf die staunenswerten Entdeckungen hin, die der Naturmensch auf dem Gebiete der Botanik gemacht hat. So sind z. B. die Koffeinpflanzen, von denen Tee, Kola und Kaffee der alten, der Mate oder Paraguay-Tee, der Kakao und die Guarana der neuen Welt angehören, von den Naturvölkern als nervenerregende Stoffe erkannt und seit uralten Zeiten in Gebrauch genommen worden. Obwohl der wirksame Stoff, das Koffein, weder riecht noch einen besonderen Geschmack hat, machten die Naturmenschen mit außerordentlichem Spürsinn diese Pflanzen aus der Masse von anderen Gewächsen ausfindig, und ohne ihre Leistung würden wir wahrscheinlich von Koffein und Koffeinpflanzen noch gar nichts wissen, denn die Chemie hat erst auf Grund dieser Entdeckungen in den Pflanzen ein und dieselbe Substanz, nämlich das Koffein, als den wirksamen Stoff erkannt. Ebenso wie mit diesen Genussmitteln verhält es sich auch bei den Arzneipflanzen.

Die meisten der heute von der Medizin verwerteten Pflanzen werden seit dem grauen Altertum zu Heilzwecken gebraucht, und auf viele der besten Heilmittel aus dem Pflanzenreich sind wir durch die Naturvölker hingewiesen worden. Der primitive Mensch unterscheidet mit großer Sicherheit giftige und nützliche Gewächse, findet bei beiden die Heilwirkung heraus und versteht es, sie zweckmäßig zu benutzen. Sodann waren die Naturvölker unsere Lehrmeister in der Verwendung der meisten Rohstoffe des Pflanzenreiches; sie haben auf die Gummiarten, die Harze, Kautschuk, Fette, Stärke, Rinden, Hölzer, Fasern, Wurzeln, Samen, Früchte usw. hingewiesen. Ein glänzendes Beispiel für die fabelhafte Beobachtungsgabe des Naturmenschen bietet die Art und Weise der Gewinnung des Palmweines in den Tropen. Die Wissenschaft hat erst neuerdings nachgewiesen, daß bei der Pergabe der Flüssigkeit durch den Baum ein Wundreiz die Hauptrolle spielt, der den im Stamm durch Auflösung der massenhaft angehäuften Stärke gebildeten Zucker veranlaßt sich gegen die Wundfläche zu bewegen. Der Naturmensch aber hat bereits vor langer Zeit die Lebensvorgänge im Blütenstand genau beobachtet, daß er durch eine geschickte Manipulation imstande war, die Palme erfolgreich abzapfen.

Ähnlich geschieht ist der Wilde darin, sich tadelloses und reichliches Trinkwasser aus Pflanzen zu verschaffen. Wenn man im javanischen Urwald den Stamm einer Liane rasch durchschneidet, so fließt weder aus der unteren noch aus der oberen Schnittfläche Wasser heraus. Durchhackt man dann aber in einiger Entfernung über der Schnittfläche den Stamm von neuem und hält das abgetrennte Stammstück lotrecht, so strömt Wasser in oft überraschend großen Mengen heraus. Es ist ein Verdienst der tropischen Naturvölker, diese Art der Trinkquelle ausfindig gemacht zu haben. Während das Geschlechtsleben der Pflanzen wissenschaftlich erst seit Ende des 17. Jahrhunderts genauer beobachtet wurde, haben die Naturvölker zweifellos schon eine Ahnung gehabt von den getrennten geschlechtlichen Pflanzen, obwohl sie sich von dem eigentlichen Be-

fruchtungsakt keine richtige Vorstellung machten. Schon zu Herodots Zeiten unterschieden die Babylonier männliche und weibliche Datelpalmen, und nach uralter Tradition sprechen unsere Bauern von der weiblichen Hanfpflanze als der Henne und von der männlichen als dem Hahn. Eine Art Borahnung hat der Naturmensch auch in der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Getreiderost und Berberitze befundet. Es ist eine alte Bauernregel, daß die Krankheit des Getreiderostes um so häufiger auftritt, je häufiger die Berberitze in der Gegend vorkommt. Diese Ansicht wurde vielfach bekämpft, bis die wissenschaftlichen Untersuchungen die Ansichten des Landmannes aufs glänzendste bestätigt haben. Die Gespinstpflanzen sind von den Naturvölkern seit Jahrtausenden als Rohmaterial für Kleider, Binden und Seile erkannt. Die Entdeckung der besonderen Festigkeit der Bastzellen bei einzelnen Pflanzen bestätigt die uralten Erfahrungen, nach denen seit langem aus dem Stengel verschiedener Pflanzen, des Leines, des Hanfes usw., gerade die Bastzellen aufgespürt und zur Verfertigung von Seil benutzt wurden. Sodann beruht auch der ganze Garten- und Obstbau auf Entdeckungen der Naturvölker, und ähnliche Beweise für die hervorragende Beobachtungsgabe des primitiven Menschen ließen sich aus anderen Gebieten, wie aus dem der Zoologie, Mineralogie, Chemie, Physik, beibringen.



Die Schreckensherrschaft der Bolschewisten in der Ukraine

Erlebnisse und Erinnerungen von Gregor ... IX.

Ein unsagbar trauriges Klagened stimmen sie in der „Kolonistenzeitung“ über ihre Leiden an:

„Deutsche Brüder!“

Die Wogen des Bolschewismus sind über uns weggerauscht und haben ein Meer von Tränen und Kummer, von unsäglichem Jammer und Elend zurückgelassen. Unsere Heimstätten sind ausgeplündert und zerstört, die Felder verwüstet, unser Viehstand aufs ärgste geschädigt, hunderte unserer Brüder aufs grausamste ermordet. Es gibt fast keine deutsche Familie, wo nicht Tränen fließen, kein Dorf, das nicht mit bitterster Not und Verzweiflung ringt.“

Die deutschen Kolonisten in der fernen Ukraine haben ihren Brüdern in der Heimat die Treue bewahrt. Sie sind ihnen mit gutem Beispiel im Kampfe gegen die brutale Gewaltherrschaft des Kommunismus vorangegangen und haben ihre recht deutsche Gesinnung selbst mit ihrem Blute besiegelt. Davon gibt ein wehmütiges Zeugnis die große Trauerfeier in der deutschen Kolonie Groß-Liebenthal bei Odessa. Wir entnehmen dem Verbandsorgan des Schwarzmeergebietes vom 30. August (12. September) 1919 darüber folgendes:

„Am 25. August, nachmittags 3 Uhr, fand in Groß-Liebenthal die feierliche Beisetzung der vielen Opfer des letzten Aufstandes der deutschen Kolonien statt. Zu vielen Tausenden waren Männer aus dem ganzen Gebiet zusammengeströmt, um den im Kampfe Gefallenen und unschuldig Ermordeten die letzte Ehre zu erweisen. Die große Kirche faßte nicht die Schar der von allen Seiten Herbeigeströmten, und daher wurde die ernste Feier vor derselben abgehalten, was ihr eine grandiose Würde und die Bedeutung einer elementaren Volksbewegung verlieh, die ebenso elementar wirkte, wie der ganze, vom Volkswillen hervorgerufene Aufstand selbst. Hoch oben vor dem Portal der Kirche standen unter freiem Himmel die Pastoren Mantel, Seib und Koch und der russische Geistliche, deren Worte zu aller Herzen sprachen; von hier erklangen die ersten Weisen des Chores in die Weite hinaus, und zu ihren Füßen, da weinten und schluchzten die Witwen und Waisen, die ihre Männer, ihre Söhne, ihre Väter so plötzlich, so gräßlich verloren hatten.“

Als Pastor Mantel die Andacht begann und all der Leiden und Opfer gedachte, da blieb kein Auge, auch nicht das härteste und ergaunter Männer, tränenleer, und es ging wie ein Heulen und Wehzen durch den Wald, wenn die Windsbraut vor dem Gewitter daherrast und die Bäume wackelt. Dieser Augenblick war so ergreifend, daß er nie aus unserem Gedächtnis schwinden wird.

Pastor Seib krönte die Hinterbliebenen in markigen Worten, er wies darauf hin, daß das Blut nicht umsonst geflossen, daß es uns die Befreiung aus den Krallen des Kommunismus und der Schreckensherrschaft gebracht...

Ein neuer Ausbruch des Jammers erfolgte, als nun Pastor Koch die lange Reihe der Namen und Personalien der Ermordeten verlas; es waren ihrer 37. Das Militärorchester spielte den Trauermarsch.

Nach Beendigung der kirchlichen Feier ging es in langem Zuge hinaus auf den Friedhof, wo in Massengrab die irdischen Ueberreste der so früh Dahingeshiedenen aufgenommen hatte. Hier gelehrte der orthodoxe Priester nach kurzer, aber eindrucksvoller Rede die Seelenmesse, deren herrliche Melodien, von geschultem Chöre vorgetragen, stets zum Herzen sprechen.

Nach der Rede des Pastors trat der Vorkämpfer des Zentralkomitees Dr. Flemmer an das Grab und hielt im Namen desselben eine Ansprache, in der er die Lebenden im Angesichte der Toten an die großen Aufgaben des deutschen Kolonistenstandes erinnerte.

Dann noch ein kurzer Choral, das Gebet des Pastors, die Einsegnung, die dumpfe Salve der Schütztruppe, ein letzter Blick der lieben Angehörigen, ein Schluchzen, ein Klagen und — eine traurige, entsetzliche Episode im Leben unserer Kolonisten war abgeschlossen, abgeschlossen hoffentlich für immer...

Die Vorgänge, welche zu dem Kolonistenaufruch gegen die Bolschewiken führten, erfährt der Verfasser von Groß-Liebenthaler Augenzeugen und Mitkämpfern selbst.

Bei einer gewissen Familie Feis in Groß-Liebenthal arbeitete ein russischer Knecht, den man wegen beständiger Arbeitsvernachlässigung entlassen mußte. Darüber erbost, drohte der faule Knecht seinen ehemaligen Dienstleuten mit einer Anzeige bei den Spartakisten in Odessa. Er hatte nämlich Kenntnis von einem geheimen Waffenlager, welches im Hofe der Familie Feis vergraben war. Es sei hier erklärend bemerkt, daß die Bauern in den Ukrainedörfern, bei dem überhandnehmenden Bandenunwesen, genötigt sind, sogenannte Selbstschutzborganisationen aus den Reihen ihrer wehrfähigen Dorfgemeinden zu bilden, zumal eine geordnete Militär- oder Polizeimacht sie nicht schützt, und infolgedessen auch geheime Waffenlager besitzen, die ihnen meist von antibolschewistischen Truppenteilen geliefert werden. Der ungetreue Knecht ging nun tatsächlich auch zu den Odessaer Spartakusleuten und verriet ihnen das Geheimnis. Da sich die Groß-Liebenthaler Kolonisten vorher schon einmal gegen die Einführung des Kommunismus mit Gewalt zur Wehr gesetzt hatten, glaubten die deutschen Renegaten in Odessa die Stunde gekommen, um einmal mit ihren bolschewistenfeindlichen Landsleuten gründlich abzurechnen. Der Vorstand Meerowitsch und Eckhaus wählte 20 erprobte Genossen, ehemalige deutsche Matrosen (!), voran den Heißhörn Strik, für die Strafexpedition aus, die sich unter Führung des russischen Judas nach Groß-Liebenthal begab, das besagte Waffenlager ausfindig machte die Familie Feis verhaftete und bis zu ihrer Aburteilung hinter Schloß und Riegel setzte. Nun hielten sie in dem Hause, das den Sitz des bolschewistischen Kommissars bildete, Rat, welche Strafe sie der Gemeinde zubilligen sollten. Sie kamen zu dem Beschluß, 100.000 Rubel Kontribution und die 50 angesehensten und reichsten Kolonisten als Geiseln zu fordern.

Die Groß-Liebenthaler Bauern waren aber auf solche Dinge vorbereitet. Sie hatten ausgemacht, im Ernstfalle ein Sturmzeichen mit der Kirchenglocke zu geben, worauf sich alle kampffähigen Bauern bewaffnet an der Kirche versammeln sollten.

Wie sie nun die vielen Spartakusleute im Dorfe sahen, gaben sie sofort das Glockenzeichen und eilten zu den Waffen.

Erschreckt sprangen die Kommunisten von ihrer Sitzung auf, griffen zu ihren Revolvern und eilten auf die Straße. Hier erwarteten sie aber schon bis an die Zähne bewaffnete Kolonisten. Das kurze Gefecht endete damit, daß sämtliche Spartakisten gefangen genommen und bis auf einen erschossen wurden.

Der Hauptführer, der schon genannte Strik, war ihnen anfänglich entwischt und hielt sich 2mal 24 Stunden auf dem hohen Geminie eines russischen Nachelofens versteckt. Die Not zwang ihn jedoch herunterzusteigen, sodas auch ihn sein Schicksal erreichte. Jetzt zeigte er sich auf einmal ganz kaltblütig. Die ersten Schüsse verwundeten ihn nur an Arm und Bein, worauf er, wie ein Andreas Hofer, mit dem er aber, was seine Gefinnung anlangt, den Vergleich wieder nicht aushalten kann, mit der Hand led auf sein Herz deutend, ausrief: „Hierher noch eine Kugel, aber gut zielen!“

Nach dieser mutigen Abwehr mußten die Groß-Liebenthaler natürlich auf einen noch größeren Angriff vonseiten der Bolschewiken aus Odessa rechnen und bereiteten sich dementsprechend vor. Es wurde eine regelrechte Front gebildet, alle wehrfähigen Bauern im Orte „mobilisiert“, die Leiden Lehrer, ehemalige deutsche Referendare, zu Kommandeuren gewählt, die Nachbarkolonien um schnelle Verstärkung angegangen und dann in den Kampf gezogen. Sieben Tage verteidigten sich die Bauern erfolgreich gegen ihre Bedrücker, machten Gefangene, eroberten Maschinengewehre, ja sogar einmal eine Lokomotive und zwei Eisenbahnwaggons mit 120 Matrosen, 25 Chinesen — von denen viele in bolschewistischen Armeen stehen — und fünf Judenkommissare, die alle zur Verstärkung des Feindes bestimmt waren. Davon hatten nämlich die Groß-Liebenthaler durch Spionage Kenntnis erhalten, eilte dem „Truppentransport“ entgegen, rissen die Schienen auf, schwärmten aus und als sie mit Hilfe ihrer Maschinengewehre den Zug zum Stehen gebracht hatten, machten sie die überlisteten roten Reserven zu Gefangenen. Ein sofort gebildetes „Feldgericht“ verurteilte die Juden und die Chinesen zum Tode, welches Urteil auch gleich vollstreckt wurde, während man die Matrosen kugelweise begnadigte, da viele nur gezwungen dienten und jetzt auf die Seite der Kolonisten traten. Sie kämpften auch gut, nur einige verletzten wieder zu den Roten überzulaufen, wurden aber an den Ausführungen durch eine nachgejagte Kugel gestört.

Trotz sparsamen Gebrauches der geringen Munitionsvorräte erschöpften sich diese bald. Eine Abordnung, die zum Ankauf von Patronen nach Rumänien geschickt worden war, kam nicht zurück. Man hatte sie dort verhaftet und die Sache außerdem den Bolschewiken verraten. Auch die täglich erwartete Unterstützung durch die anrückenden Truppen Denikin's blieb aus. So entschloß man sich denn notgedrungen zu einem „plammäßigen Rückzug“. Nachdem man Frauen und Kinder und was man an beweglicher Habe in der Eile mitschleppen konnte, in den Nachbardörfern in Sicherheit gebracht hatte, überließ man dem stärkeren Feinde die schöne Kolonie, der nun gründlich aufräumte und plünderte. Nach 2-3 Tagen wagten sich die ersten Bauern zaghaft nach Groß-Liebenthal zurück und als man sah, daß ihnen nichts geschah, folgten langsam immer mehr nach. Die listigen Kommunisten, die wußten, daß es der Bauer nicht lange in der Fremde aushält, ließen geduldig die Dörfer heimkehren und holten dann umso grausamer die blutige Rache nach.

Ganz umsonst ist aber dennoch das deutsche Kolonistenblut in Groß-Liebenthal nicht geflossen. Der Aufruch hat der freiwilligen Armee ihre bald darauf erfolgte Einnahme von Odessa wesentlich erleichtert und General Denikin ließ durch den Gouverneur von Odessa den deutschen Kolonisten seinen Dank für ihr heldenhaftes Verhalten ausdrücken.

Auch in anderen Kolonistenbüchern Südrusslands, die alle deutsche Namen tragen, ja, in

denen sogar der Heimatdialekt gesprochen wird, mußten unsere armen Brüder namenlose Leiden erdulden. So schildert Pastor Witt aus Schlangendorf im Odessaer „Bereinsboten“ die schrecklichen Märztage vorigen Jahres, welche die Dörfer seines Pfarrbezirktes durchzumachen hatten. Zugleich gewährt die Schilderung dem Leser einen weiteren Einblick in die sonderbare „Kriegsführung“ mit den Bolschewiken, wovon wir oben bereits eine Probe gegeben haben.

Am 1. März wurde Radowka, welches jenseits des Dnjepr liegt, von den Bolschewiken besetzt und am 4. März das von uns sechs Werst entfernt gelegene Bereslaw. Nun war die Gefahr nahe an uns herangetreten. Daß wir es mit mehr oder weniger regulären Militärtruppen, wie sich dieselben bezeichneten, zu tun hatten, wußten wir keineswegs. Man bekam unwillkürlich den Eindruck, daß es eine 40-50 Mann starke Bande sei. Die Mannschaften waren nicht sonderlich gut bewaffnet, doch plötzlich gesellte sich zu ihnen das 3. sogenannte taurische Regiment mit Artillerie und Maschinengewehren. Bei uns stand der Selbstschutz etwa 320 Mann stark in Erwartung des Gegners bereit. Freitag, den 8. März, gegen Mittag, bekam unser Gebiet vom Kommandeur des genannten Regiments den schriftlichen Befehl, die Waffen sofort zu strecken, widrigenfalls die Dörfer von 6 Uhr an mit Artillerie und Maschinengewehrfeuer beschossen würden, wobei weder Frauen noch Kinder geschont würden.

Die Drohung klang fürchterlich, doch der Befehl wurde unbeantwortet beiseite gelegt. Gegen 4 Uhr nachmittags sah man den Feind bei Bereslaw anrücken und etwa gegen 6 Uhr begann der Kampf. Auf Schutzweite rückte der Feind an unsere Dörfer heran; sich weiter zu nähern, wagte er nicht. Der Kampf währte etwa bis 10 Uhr abends, dann zog sich der Feind in das von uns ungefähr 1 1/2 Werst weit gelegene Dorf Dremnilowka zurück, um am nächsten Morgen mit großen Verstärkungen wieder anzugreifen. Gleichzeitig wurden wir zu Beginn dieses Kampfes mit dreizölliger Artillerie von der anderen Seite des Dnjepr beschossen, was uns jedoch keinerlei Schaden zufügte, da weit über das Ziel hinaus geschossen wurde.

Der 9. und 10. März aber sollten für unser Gebiet Tage des Schreckens werden. Spürten wir es mit einem starken Gegner zu tun hatten, schickten wir am Morgen des 9. März eine schriftliche Erklärung an den Kommandeur der uns angreifenden Truppen mit der Bitte, uns klar zu legen, mit wem wir es zu tun hätten. Seien unsere Gegner reguläre Militärtruppen, so wären wir bereit, die Waffen auszuliefern, jedoch mit der Bedingung, daß nur ein kleiner Teil des Gegners in unsere Dörfer einziehe und daß nicht geraubt und gemordet würde. Die Verhandlungen zogen sich bis zum Mittag hin und fanden damit ihren Abschluß, daß wir uns bereit erklärt haben, die Waffen auszuliefern, wobei uns das Versprechen gegeben wurde, daß weder geraubt noch gemordet werden wird. Der Unterzeichnete hat mit dem Kommissar des Gegners wohl fast eine Stunde verhandelt, da er jedoch betrunken war, konnte man mit ihm wenig erreichen. Ein Offizier bei dem Kommissar, der ein ganz intelligentes Benehmen hatte, bat mich einen Augenblick auf die Seite und sagte mir: „Herr Pastor, bitte verstecken Sie sich, denn die Wut unserer Soldaten ist schrecklich und Sie werden als erster ermordet, wenn man Sie findet.“ — „Warum?“ — „Weil Sie auf dem Kirchturm ein Maschinengewehr aufgestellt haben“, lautete die Antwort. Auf meine Versicherung, daß das keineswegs der Fall wäre, ja, wenn der Selbstschutz solches gewollt hätte, ich das als Pastor der Kirche niemals zugelassen hätte, erwiderte er: „Ich glaube es, Herr Pastor, aber unsere Soldaten kann man davon nicht überzeugen. Wollen Sie am Leben bleiben, dann verberaen Sie sich, denn mir graut vor dem Schicksal dieser Dörfer! Adieu!“

(Fortsetzung folgt.)

Ehre

19)

Erzählung von Hebeatis.

„Nun, mir kanns egal sein — allein, das kann ich doch wohl prophezeien, daß Bernhard Römer sich nie durch seine Kunst auf einen grünen Zweig bringen und sein Leben lang ein armer Schluider bleiben wird, es müßte denn sein, daß er mit seiner Frau Mama sich von den Millionen mästet, die jene für sich und die lieben Zhrigen beiseite geschafft hat, sich wenig darum kümmern, daß die Flüche und Tränen der von ihnen um das ihrige gebrachten Armen und Unglücklichen daran kleben.“

Fanny hatte den letzten Teil ihrer heftigen Rede mit erhobener Stimme gesprochen, daß sie leicht verstanden werden möchte von denen, die vor Bernhard Römers Bild standen oder hinzukamen — oder hatte sie es auf die Dame abgesehen, die sich in diesem Augenblick dem Bilde genähert hatte — sollte Frau Commerzienrat das Urteil der Frau Baronin von Dalitz über sie und ihre Handlungsweise hören, natürlich zu ihrem Frommen?

Es mochte schon so sein, obgleich sich die Frau Baronin schon während ihrer letzten Worte von der Bank erhoben hatte, auf der sie einige Augenblicke zuvor Platz genommen und mit einer stolzen Bewegung ihres Hauptes, natürlich ohne Frau Römer zu beachten, in den nächsten Saal rauschte, von ihrem Gemahl pflichtschuldig begleitet.

Nun, wie dem immer sein mochte, beabsichtigt oder nicht — gehört war Fannys Wort und getroffen hatte es auch.

Frau Römer fühlte, wie die Krone unter ihr wankte. Sie mußte sich auf denselben Bank niederlassen, die ihre Feindin soeben verlassen hatte — denn das war Fanny, Frau Römer hatte es lange schon gewußt und den Haß der Goldsteins mit gleicher Münze bezahlt. Aber diese hohnvolle Rede tat doch weher als alles, was ihr Fanny schon angetan.

Wie hatte sie doch gesagt?

Bernhard würde durch seine Kunst nie auf einen grünen Zweig kommen und sein Leben lang ein armer Schluider bleiben, es müßte denn sein, daß er sich mit seiner Mama von den Millionen mästete, die jene für sich und die Zhrigen beiseite geschafft, ohne sich um die Flüche und Tränen derjenigen zu kümmern, die sie um das ihrige betrogen!

O, wars doch Frau Römer bei solcher Anrede gewesen, als hätten alle sich nach ihr umgeblickt, bei der öffentlichen Schmach, die ihr damit angetan wurde — und mühsam zur gelang es der armen Frau, einigermaßen ihre Fassung wieder zu gewinnen.

Nein, nein, es wußte keiner, daß ihr die klüftlichen Worte Fannys gegolten; diese allerdings hatte sie ihr absichtlich ins Gesicht geschleudert, just, als ob an den Millionen ihres Vaters keine Ungerechtigkeit klebte.

O, die Welt war doch furchtbar falsch, und ihre Ehe wars am Ende auch. Zum mindesten hatte sie zweierlei Maß, eins für die, die standen, und ein anderes für die, die von der Höhe gestürzt waren!

Frau Römer senfte tief.

Dann hob sie fast schüchtern den Blick zu dem Bilde ihres Sohnes auf.

Auch sie erkannte die Situation sofort. Nur daß ihr Auge vor allem auf die leblose, blutlethargene Gestalt des Pfleglings des barmherzigen Ordensmannes fiel.

Er trug ja die Binde ihres Bernhard — nein, es war ihr Bernhard selber.

Wohl kannte die Mutter die Geschichte seines schrecklichen Absturzes dort in den bayerischen Alpen — er hatte ihr mit bewegten Worten den Vorkfall geschildert, den graufigen Felsfpaß auch, in den er auf ein Haar hinabgestürzt wäre, wie sie ihn hier anschaute, genug, die ganze dräuende Todesangst, die ihn umfing, und mit ihrem Sohne hatte sie Gott gedankt, gern bereit, für irgend welches wohlthätige Werk eine namhafte Summe zu opfern; aber daß ihr Sohn sich selber, gleichsam zum Dank für seine Rettung, zu opfern begehrte, damit, daß er Ernst machte mit seinem Christen-

tum, und nicht nur das irdische, sondern auch das Leben der Seele von seinem großmütigen Retter gerettet sein sollte, das hatte sie nicht begriffen und nicht begreifen wollen.

Jetzt zum ersten Male kam Frau Römer in das Herz, daß einer nach solchem Erlebnis und nach Wochen schweren Leidens, die ihm folgten, nicht wieder da anfangen konnte, wo er vor seinem Sturz aufgehört.

Sie rief sich ihres Sohnes verändertes Leben und Denken zurück, das sie in ihrem hochmütigen Weltstolz und ihren falschen Begriffen von Ehre so falsch beurteilt, ja, die letzte Szene mit ihr, seiner Mutter, wie er sie so innig gebeten, nicht die Flüche und Tränen armer betrogener Leute auf ihren Namen kommen zu lassen — und fast war es ihr, als begriffe sie nicht, daß sie seine Bitten kalt und schroff als Torheit zurückweisen und ebenso unerbittlich auch gegen ihren armen Gatten sein konnte, als er späterhin eine ähnliche Forderung an sie stellte.

Waren denn wirklich Geld und Gut die Hauptsache, hing an ihnen Ehre und Unehre?

Eine Angst, wie sie sie nie gekannt, schnürte Frau Römers Brust zusammen.

Sie konnte nicht noch einmal in das todesblaue Gesicht ihres Sohnes, ach, ihres vielgeliebten Sohnes, blicken — es war ihr, als läge er abermals verwundet und hilflos da — und sie — die Mutter, wäre gleich dem Priester und Leviten an ihm scheu vorübergegangen, aus Furcht, daß die Hilfeleistung zu spät kommen könnte — obgleich sie doch ein Mutterherz in ihrer Brust hätte tragen sollen.

Und angstvoller noch wurde es der erschütterten Frau, als ihre aufgeregte Phantasie ihr neben dem Sohn auch das Bild ihres Gatten zeigte. Wie hatte sie sich nur fast zwei Jahre lang mit dem Gedanken beruhigen können, ihr kluger Mann würde schon hinreichend seine Existenz vorgesehen haben, sich zuweilen sogar mit der Hoffnung schmückend, daß sein Unternehmungsgeist neue Wege und Mittel gefunden, sich wieder emporzuarbeiten, so daß er eines Tages wieder erscheinen, seine Gläubiger befriedigen und alle Herrlichkeit und Ehre den Seinen zurückgeben würde.

Fast hatte sie das Gefühl, als sei er das seiner Gattin schuldig gewesen für das, was sie in der letzten schrecklichen Zeit an Demütigungen und Kimmernissen aller Art zu tragen gehabt.

Nun plötzlich zerrannen auch diese Trugschlüsse — und was wohl einmal in dunkler Stunde als Schreckgespenst vor Frau Römer aufgetaucht — es gewann Gestalt und immer größere Macht über ihre Einbildungskraft.

Ihr Mann hatte sich unfähig gefühlt, die Heiljagd, die seine Gläubiger angestellt, auszuhalten, und verzweifelt hatte er seinem armen Leben ein Ende gemacht.

Den Sohn hatte ein schmaler Felsvorsprung aufgefangen, so daß er nicht in die gähnende Tiefe unter ihm versank; wo aber waren wohl die barmherzigen Hände gewesen, die ihren Mann vor dem entsetzlichen Sprung bewahrt hatten?

Wie, wenn er dort in jener Schlucht zerschmettert läge?

Noch einmal blickte Frau Römer starren Auges auf das Bild ihres Sohnes und dann erhob sie sich hastig und eilte von Saal zu Saal, dem Ausgange zu.

Sie konnte ja ihren Sohn auffuchen, sie wußte, wo er war — sie konnte auch ihre Arme um seinen Hals schlingen und an seiner Brust sich satt weinen. Dann würde der Druck weichen, der auf ihrem Herzen lag und das wilde Hämmern und Pochen in ihren Puls.

Es standen viele Droschken vor dem Ausstellungs-palaste, und doch bestieg Frau Römer keine — es dankte ihr, daß sie einen Bußtag zu tun hätte, daß sie nicht in einer Equipage zu ihrem Sohn fahren dürfte, der vier Treppen hoch in einem Hinterhause wohnte.

So ging sie zu Fuß, nein, so lief sie —

solange ihre Kraft reichte, was freilich nur wenige Minuten währte. Sie mußte wohl krank sein; wie hätten sonst ihre Fäße kalt unter ihr brechen können? Jetzt half es nichts, sie mußte einer Droschke winken, denn zu ihrem Sohne mußte sie und zwar so schnell, wie es irgend geschehen konnte.

Aber, wie machte sie es möglich, die vier steilen Treppen emporzuklimmen?

Frau Römer hatte später nur noch eine dumpfe Erinnerung, daß sie emporgestiegen und oben angelangt, kaum die Klingel zu ziehen vermocht hatte.

Aber dann gab ihr der Schreck etwas von ihrer Kraft und doch wohl auch von ihrer Fassung zurück.

Die redselige Frau Dinge berichtete der armen Mutter, daß Herr Römer vor kaum einer halben Stunde abgereist, eine Depesche habe ihn in seine Heimat gerufen, wo irgend ein Unglück geschehen sein mußte.

Der Herr habe so bestürzt und traurig ausgesehen, ihr aber doch noch in der Eile gesagt, daß die Dame, die seine Studie vom heutigen Martin habe kaufen wollen, herzlich gebeten würde, ihren gütigen Auftrag auf später zu verschieben; die genannte Studie wäre so flüchtig, daß er sie so, wie sie da wäre, nicht verkaufen könne.

Auch das Geld wollte Herr Römer nicht nehmen; hier ist also der Hundertmarkschein zurück, so schloß Frau Dinge ihre Rede.

Mechanisch streckte Frau Römer die Hand danach aus.

„Er ist fort, in die Heimat?“ wiederholte sie dabei.

„Wo ist denn seine Heimat, hat er denn eine?“

Erstaunt schaute Frau Dinge auf.

„Natürlich, der Herr stammt aus Norddeutschland, und da hat er auch seine Adresse aufgeschrieben: Politik bei Demmen, so lautet sie.“

„Politik,“ wiederholte Frau Römer, „Politik, o Gott!“

Und als Frau Dinge, erschrocken über das Aussehen der Dame, diese in ihr Zimmer nötigen wollte, sagte Frau Römer, alle ihre Kraft zusammenfassend:

„Nein, nein, ich habe keine Zeit zu verlieren, bitte holen Sie mir einen Wagen, der mich an die Bahn bringt. Ich muß ihm nach, ich muß nach Politik!“

Als das Signal zu der Abfahrt des Schnellzuges gegeben war, wurde Frau Römer noch in ein Kiste desselben geschoben.

Sie hatte kein Geld geparkt; noch einmal wohl zum letzten Male, hatte sie erfahren, wie gut und schnell Leuten gedient wird, die das Geld nicht sparen.

Ein Senfzer der Erleichterung hob ihre Brust, als der Zug sie gegen Norden trug.

Freilich, so schnell die Fahrt auch ging, Stunden mußten dennoch vergehen, ehe sie nach Hause kam.

Gut, daß ihrem verwirrten Gemüte wenigstens der Gedanke kam, nach Politik zu telegraphieren und ihren Wagen an die Station zu beordern.

Sie hätte auch gern mehr getan und anfragen lassen, ob jemand krank, ob jemand gestorben sei auf dem Gute, aber sie wagte es nicht, aus Furcht vor der möglichen Antwort, die sie allerdings in R. hätte vorfinden können, wo sie umzustiegen hatte. Eine Unglücksbotschaft Stunden vor ihrer Ankunft hätte sie umgebracht.

Es war auch so schon schrecklich genug.

Warum mußte sie nur immer denken, daß die Depesche, die ihren Sohn nach Politik gerufen, ihren Mann betraf?

War es nicht viel vernünftiger, daß es die Pächtersleute anging?

Vielleicht hatte Pächter Becker Unglück auf der Jagd gehabt, vielleicht war Magda erkrankt?

Sie war Bernhard doch die Nächste und Liebste.

Fortsetzung folgt.